Zeitschrift: Heimatbuch Meilen

Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen

Band: 15 (1976)

Artikel: Abschied von damals : Schuhmacher Willi Marti schloss seine Werkstatt

Autor: Kummer, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-953678

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

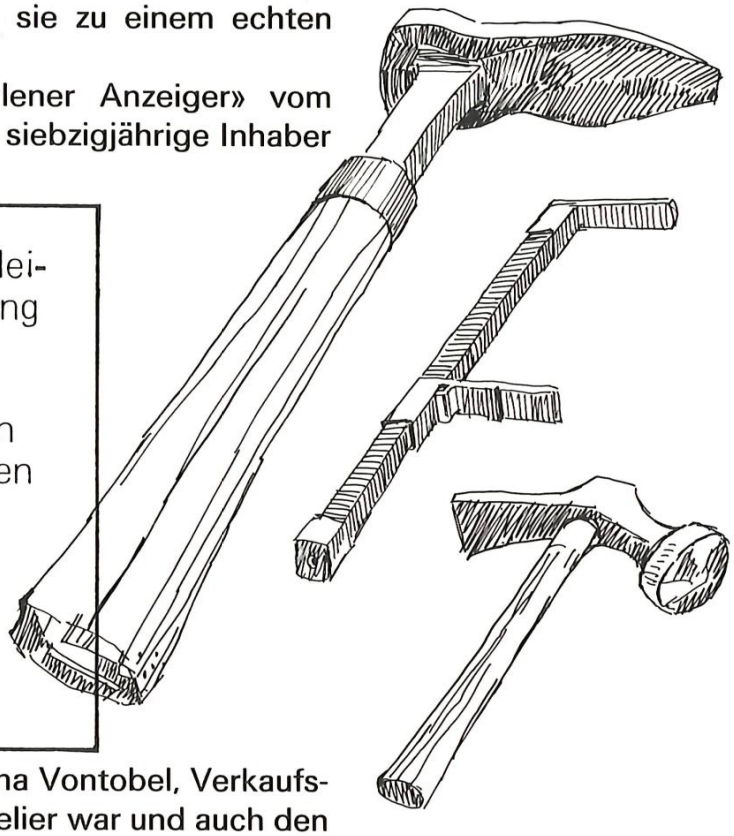
Abschied von damals

Peter Kummer

Schuhmacher Willi Marti schloss seine Werkstatt

Meilens Einwohnerzahl hat eine Grösse ereicht, die das Dorf beinahe unpersönlich erscheinen liesse, läge es nicht in einer unverwechselbaren Landschaft und hätte es nicht einen so typisch gestalteten Kern im Gebiet von Kirche und Kirchgasse. Noch viel dörflicher und verträumter erscheinen uns aber Winkel, die etwas abseits des schon fast kleinstädtischen Kerns liegen. Zu ihnen gehört der Hüniweg, vor allem dort, wo das kleine Haus mit der Nummer 5 steht, das während über dreissig Jahren eine Schuhmacherwerkstatt beherbergte, wie sie zu einem echten Dorf gehört.
Mit einem schlichten Inserat im «Meilener Anzeiger» vom 13. Dezember 1974 hat der bisherige, fast siebzigjährige Inhaber seine Berufsaufgabe mitgeteilt:

> Möchte den Einwohnern von Meilen und Umgebung die Mitteilung machen, dass ich meinen Beruf auf Ende Jahr aufgeben werde und möchte es nicht unterlassen zu danken, für das mir seit vielen Jahren geschenkte Vertrauen.
>
> Mit bestem Gruss
>
> **W. Marti**
> Schuhmachermeister



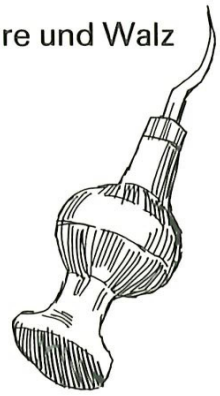
Das Lokal, das schon Nebenraum der Firma Vontobel, Verkaufslokal des Konsumvereins und Schneideratelier war und auch den «Maitlipfadi» zum Aufenthalt diente, ist seitdem, in einen Lagerraum verwandelt worden, und die Maschinen sind ins Alteisen gewandert. Da es also nicht so aussieht, als ob in absehbarer Zeit dort wieder ein Kleinhandwerker einziehen würde, und mit einem endgültigen Substanzverlust für dieses Quartier zumindest gerechnet werden muss, wollen wir Rückschau halten auf eine nun abgeschlossene Zeit.

Berufswahl

Eine Schuhmacherei wurde das Erdgeschoss des erwähnten Häuschens 1942, als Willi Marti sich selbständig machte und seine eigene Werkstatt eröffnete. Welches war sein Werdegang gewesen? Er war, zusammen mit vier Geschwistern, auf einem Bauernhof bei Frauenfeld herangewachsen – einen Hauch von Thurgauer Dialekt kann er auch heute noch nicht verleugnen. Ausser dem Bruder, der Vaters Hof übernahm, erlernten alle ein Handwerk. Die Berufswahl wurde jeweils im gegenseitigen Einvernehmen zwischen Vater und Sohn getroffen: Jeder von den

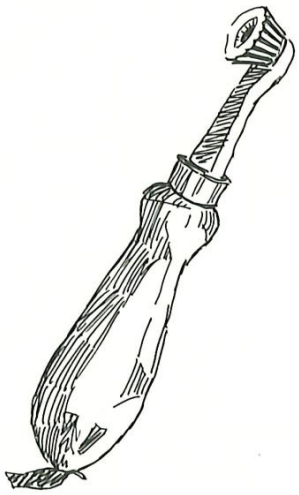
Jungen nannte Vorschläge, und der Vater bestimmte, was davon dem einzelnen am meisten diente: «Ich han mer halt gsäit: Ja, ich bi sowiso es bitzeli de Neschthocker gsii. Und dä hätts gheisse: ‹Ja, du chasch eigetlich Schuemacher wëërde. Das isch eigetlich am beschte für dich, das isch en Pruef, wo nie usgaht und wo mer immer bruuche tuet.› Und i ha dänn gfunde, ja, s'isch eigetlich richtig eso.» Auf die Frage, ob er auch nachträglich die damals getroffene Berufswahl nicht bereue, antwortete Meister Marti mit Entschiedenheit mehrmals: «Nei, gar nid!»

Lehre und Walz



Die Lehrzeit absolvierte Willi Marti in Frauenfeld; sie dauerte drei Jahre. Lehrlingslohn gab's damals fast keinen – «me isch eifach Lehrbueb gsi» –, aber da und dort ein Trinkgeld. Besass man an einem Samstag fünf bis sechs Franken – «das isch viil gsii» –, so jauchzte man fast vor Freude. Nach der Lehre ging es auf die Walz. Willi Marti arbeitete «im Thurgi usse a paar Orte», in Uster, Wetzikon – nie übrigens in einer Fabrik («das hetti nöd chöne») –, bis er 1927 nach Meilen kam und hier (einziger) Geselle von Meister Brupbacher an der Kirchgasse wurde. Wie anders seinerzeit die Verhältnisse waren, geht schon daraus hervor, dass es damals in Meilen ein halbes Dutzend Schuhmacherwerkstätten gab – bei einer Bevölkerungszahl, die immerhin kaum die Hälfte der heutigen ausmachte!

Wirkliche Schuh-Macher



Tatsächlich war damals ein Schuhmacher nicht vorwiegend ‹Flickschuster› wie heute, sondern er machte wirklich Schuhe; Martis eigener Lehrmeister verfertigte sogar «zmonetewiis» nichts anderes als neue Schuhe und hatte, da er sein Metier so gut beherrschte, Kunden bis Winterthur. Der Unterschied gegenüber heute lässt sich auf verschiedene Weise erklären. Zum einen befriedigten die meisten der industriell hergestellten Schuhe weder hinsichtlich Material noch Verarbeitung (oft waren sie geschraubt). Zum andern zählte aber gerade Qualität und Dauerhaftigkeit bei vielen Kunden viel mehr als heute; ein Schuh hatte in erster Linie «währschaft» und nicht modisch zu sein. Besonders Handwerker argumentierten etwa: «Ich möcht nöd so en hëërgschlinggete Schue; ich möcht no en Schue ha, wo passt und wo me chan laufe drin.» Und es gab damals nicht nur mehr Handwerker, die so dachten; sie hielten auch entsprechend zusammen. Reparaturen gab es trotzalledem mehr als heute, denn man warf Schadhaftes ganz allgemein nicht so schnell weg, wie man das in jüngster Vergangenheit bedenkenlos getan hat, und schadhaft wurden die Schuhe vor dem Aufkommen der Gummisohlen sehr schnell, umso mehr, als ‹Schusters Rappen› noch gebraucht wurden!

Zeiteinteilung

Willi Marti hat die gesamte Entwicklung von damals bis heute miterlebt; sie war noch im Gange, als er 1942 sein eigenes Geschäft eröffnete. Anfänglich war der Anteil der Zeit, die er für die Herstellung ganzer Schuhe verwendete, noch recht hoch. Wie er erzählt, hat er Schuhe jeweils in der ersten Wochenhälfte verfertigt, während die zweite für Kundenarbeit, also Reparaturen,

reserviert war. Selber machte er vor allem Sportschuhe und – während des Zweiten Weltkrieges (wenn er nicht gerade selber im Dienst, und die Werkstatt geschlossen war) – Militärschuhe; «für mich han ich d'Schue immer sälber gmacht, au für d'Frau und de Bueb». Damenschuhe erforderten etwa einen Tag Zeit, für Herrenschuhe brauchte er anderthalb Tage. Gestört werden durfte man dabei aber kaum: «Ich ha dänn natüerli müese drauf.» Wenn er gegen Ende der Woche in Bedrängnis geriet, kam ihm seine Frau helfen: sie übernahm die Bedienung der Kundschaft, sie putzte die Schuhe und führte Rechnung.

Probleme des Schuhmacherberufes

Der tiefste Einschnitt in der Entwicklung zur fast reinen Reparaturarbeit erfolgte in den Krisenjahren, als fast niemand mehr die hohen Preise selbstverfertigter Schuhe zahlen konnte. Darunter hat das Schuhmacherhandwerk doppelt gelitten: Nicht nur wurde die Arbeit an sich weniger attraktiv, es bot sich auch weniger Gelegenheit, das Handwerk von Grund auf zu erlernen. «Früener isch natüerlich s'Handwerk scho na chli schöner gsi, weder das es hüt isch.» Meister Marti weiss auch zusätzlich zu begründen, warum für die Jungen, die vor der Berufswahl stehen, in letzter Zeit keine grosse Nachfrage nach diesem Beruf bestand. Abgesehen davon, dass handwerkliche Berufe ganz allgemein nicht hoch im Kurs standen, war es die lange Arbeitszeit bis mindestens zum üblichen Ladenschluss («Mengmol het me halt wol oder übel müese z'Abig lenger schaffe, bis me's gha het.») und das ‹unternehmerische Risiko›: «Me hät uf eigeni Rächnig müese

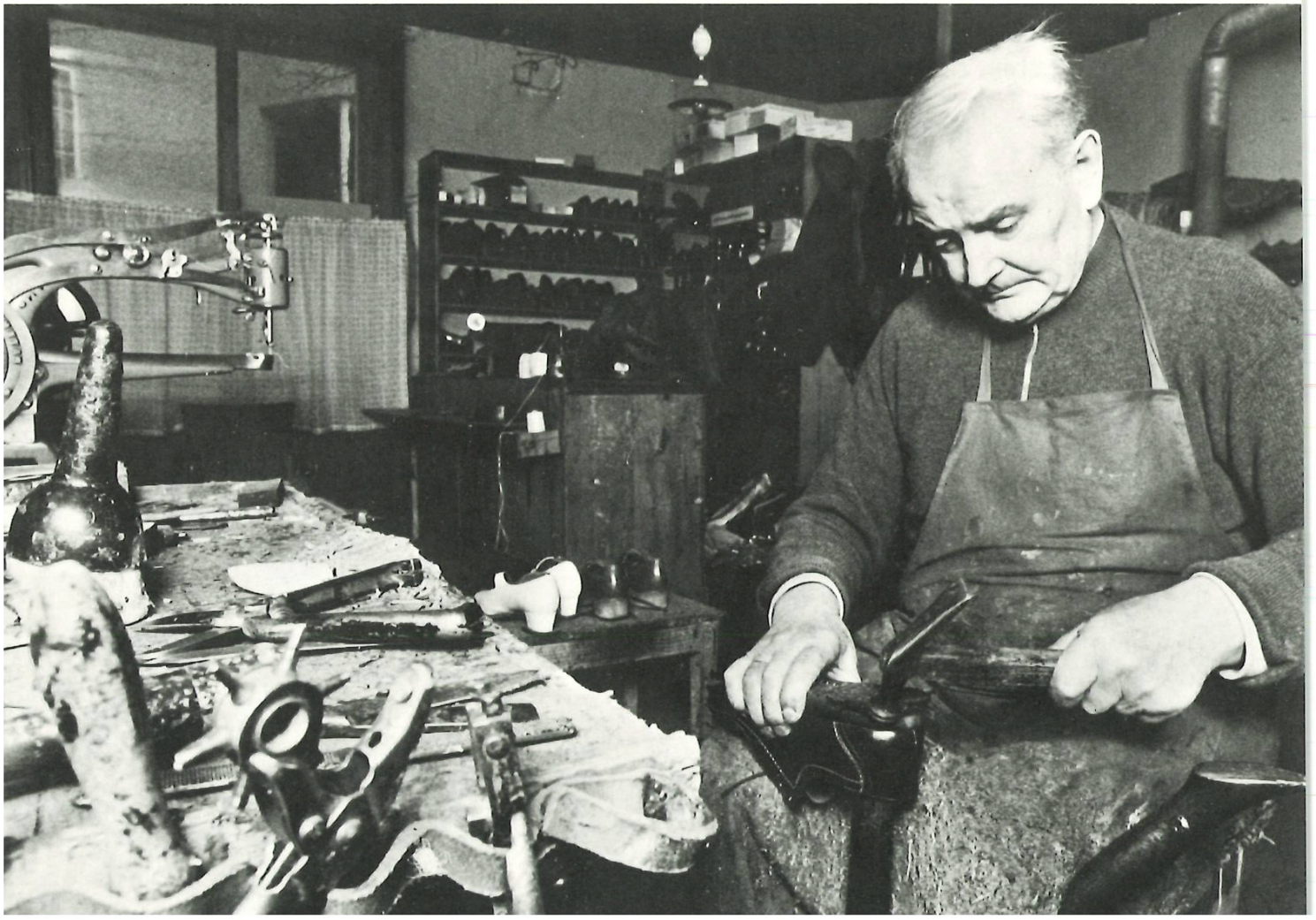
schaffe, me hät sälber müese luege, das me zur Sach cho isch. Wä me nüüt gschafft hät, hät me halt nüüt gha.» Im ganzen ist Willi Marti – gerade auch angesichts der gegenwärtigen Rezession – doch optimistisch: «Ich glaub, es chunt wider e mal dezue, das menge Vater säit zu sine Chind: ‹Tüend ihr wider e mol en Pruef lehre, statt immer bloss i d'Schuele schpringe.›» Handwerker brauchen wir nämlich immer, und in Meilen wäre mehr als genug Arbeit vorhanden – wieviel, das hängt auch beim Schuhmacher von der Höhe der Selbstkosten ab.

Persönliches Glück

Für Meister Marti persönlich ist es allerdings ganz selbstverständlich, dass ein anderer Beruf gar nicht in Frage gekommen wäre. Er hätte es «komisch» gefunden, in einer Fabrik mit zugewiesener Arbeit und im Akkord tätig zu sein. Er wollte frei sein in der Einteilung des Tages; er wollte selber Ausmass und Rhythmus der Arbeit sowie – soweit möglich – die Höhe des Verdienstes bestimmen. Dass jeder Beruf auch Schattenseiten hat, ist für Meister Marti so selbstverständlich, dass er darauf nicht näher eingehen will. Seine Haltung fasst er mit einem Zitat von Christian Fürchtegott Gellert zusammen: «Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last. So isch es.»

Werkzeuge

Der genügsamen Grundhaltung entspricht auch das schmale handwerkliche Instrumentarium. Ursprünglich waren es nur ein paar einfache Werkzeuge: Raspel, Messer, Hammer, Beschlagstock, Ahle, Zange, und alles ging von Hand: zuschneiden, an-



formen, über den Leist schlagen, zuklopfen und «mit de Raschple s'Vorig abschtosse». Während der Zeit der Selbständigkeit gehörten sodann zwei Nähmaschinen und je eine Walz- und Ausputzmaschine dazu. Fast mit einem Anflug des Bedauerns kommentiert Willi Marti, mit weniger sei es nicht gegangen wegen der industriellen Konkurrenz.

Lob des Kleinhandwerks

Eigentlich war das schon eine Abkehr vom Ideal des ganz auf sich selbst gestellten Kleinhandwerkers, der, allein in seiner Bude, ohne Kollegen – Schuhmacher Marti hat auch nie einen Lehrling gehabt – sich wirklich seinem Hand-Werk widmet. Sein berufliches Leben verlief so ohne grosse Höhepunkte – sie waren eigentlich auch gar nicht nötig. Abwechslung brachten die verschiedenen, meist dankbaren Kunden, von denen einige ihm vierzig Jahre die Treue gehalten haben, und hie und da Schulklassen, die zuschauen kamen. Tatsächlich: Kinder können sich nirgends ein so gutes Bild menschlicher Betätigung machen wie auf einem Bauernhof oder eben beim Kleinhandwerker: «Me gseeht jedes Bitzeli, wie-n-er schafft.» Und Marti fährt fort: «I has amel na gëërn gmacht und dene Chinde öppis verzellt. Und si händ gëërn zueglueget. De Chlihandwerker isch immer en gwüsse Aaziehigspunkt. Es isch eifach öppis, wo zum Dorf ghööre tuet, wi's halt früener gsii isch.»
Unser Dorf ist mit dem Eingehen der zweitletzten Schuhmacherei wirklich um etwas Wesentliches ärmer geworden. Ob es in einer Zeit, da sich in Flandern auf eine ausgeschriebene Schäferstelle zweihundert Bewerber gemeldet haben, in Meilen nicht doch noch möglich wäre, einen nostalgischen Beruf wieder vermehrt zum Leben zu erwecken?